



# *Fürstenkinder*



**STAFFEL 5**



# Inhalt

Zwei kleine Baronessen  
Die Erzieherin von Schloß Tyllmond  
Das Opfer einer Mutter  
Kalte Pracht - doch keine Liebe  
Mein Herz friert in deinem Schloß  
Die Kinder von Schloß Birkenhöh  
Tommy sucht eine Frau Vati  
Der entführte Amor  
Wenn ich groß bin, liebe Mutti  
Gefahr am Schloßteich

# **Fürstenkinder**

## **- Staffel 5 -**

# **E-Book 41-50**

**Diverse Autoren**

Nr.41



# Fürst<sup>👑</sup>enkinder



*Zwei kleine Baronessen*  
Sie wissen, was gut für die Mami ist

Helga Torsten



# **Zwei kleine Baronessen**

**Sie wissen, was gut für die Mami ist**

**Roman von Torsten, Helga**

»Du machst dich ja so fein, Mami! Kommt der Papi von der Reise zurück?«

Das kleine Mädchen lehnte schon eine ganze Weile in der offenen Tür und blickte aufmerksam zum Frisiertisch hinüber, wo die Mutter saß und sorgfältiger als sonst an den zierlich geschwungenen Augenbrauen herumstrichelte.

Michaela legte den winzigen Pinsel aus der Hand und wandte sich lächelnd zu ihrer Tochter herum.

»Du hast es erraten, Pamela. Der Papi hat ein Telegramm geschickt. Wir werden ihn in einer Stunde vom Flugzeug abholen. Freust du dich?«

»Ganz toll!«

Pamela nickte heftig und stürzte auf ihre Mutter zu, sich ungestüm in ihre Arme werfend.

»Meinst du, daß er uns was mitbringt? Das letzte Mal hat er uns das süße kleine Äffchen geschenkt. Andrea hat gesagt, daß wir diesmal vielleicht ein kleines Krokodil kriegen.«

»Ein Krokodil! Du lieber Himmel! Das sind aber ausgefallene Wünsche, die ihr habtt Wo steckt Andrea eigentlich? Ich habe sie eine ganze Weile nicht gesehen.«

»Sie ist mit ihrem Freund ausgeritten. Ich finde es gemein, daß Andrea in die Schule gehen darf und Freunde hat und ich nicht. Wann darf ich endlich in die Schule, Mami?«

»Wann du in die Schule darfst?«

Michaela fuhr ihrer Jüngsten zärtlich über das hübsche Haar. Sie seufzte leicht: »Diesen Herbst, mein Spatz. Kannst du es so wenig erwarten, von deiner Mami wegzukommen, hm?«

Die Kleine sah die Mutter erstaunt aus ihren großen, klaren Augen an:

»Aber ich gehe doch nicht weg von dir, Mami! Ich bin bloß am Vormittag ein bißchen in der Schule, und mittags bin ich wieder da.«

Michaela nickte stumm und wandte sich wieder dem Frisierspiegel zu, um ihr Make-up zu beenden.

Sie wird wie ihre Schwester Freundschaften in der Schule schließen und keine Zeit mehr für ihre Mutter haben, dachte sie, während sie die sanftgeschwungenen Lippen mit einem zartroséfarbenen Stift nachzog und das Gesicht leicht überpuderte.

Aber das ist ganz natürlich. Ich habe es ebenso gemacht, als ich Kind war und wenig darüber nachgedacht, daß Mama darunter gelitten hat wie alle Mütter.

Die Tür flog auf, und Andrea kam hereingestürzt.

Sie sah ihrer Schwester sehr ähnlich, nur daß sie drei Jahre älter war und das süße schmale Gesichtchen mit den klaren blauen Augen und der sehr geraden Nase, klarere Konturen und etwas herbere Linien hatte als das der Kleineren. Andrea war für ihr Alter, sie war gerade neun geworden, schon sehr verständig und von einer hellen, wachen Intelligenz, die sie zur Klassenbesten prädestinierte und zu einer gewissen Überlegenheit ihren Altersgenossinnen gegenüber, die sie aber nicht auszunutzen pflegte.

»Papi kommt von der Reise zurück!« posaunte Pamela fröhlich und stibitzte ihrer Mutter den Lippenstift, um ihn heimlich auszuprobieren.

»Laß den Quatsch, Pam! Nachher heulst du wieder, wenn wir stundenlang an deinem Gesicht herumrubbeln müssen, um das Zeug wieder herunterzukriegen.«

Andrea nahm der Schwester den Stift weg und legte ihn auf den Frisiertisch zurück.

»Ist das wahr? Kommt Papi wieder?« fragte sie die Mutter, die fröhlich nickte.

»Ja, mein Schatz. In einer Stunde! Laßt euch von Frieda beim Umkleiden helfen. Wir fahren in zwanzig Minuten los.«

»Frieda hat doch heute Ausgang«, erinnerte Andrea die Mutter. »Aber wir können das ganz gut allein. Was sollen wir denn anziehen, Mami?«

»Die weißen Kleidchen. Papi sieht euch gern in Weiß. Aber beeilt euch. Wenn ihr nicht fertig seid, muß ich ohne euch

losfahren.«

»Ja, Mami. Wir beeilen uns.«

Die beiden stürzten wie die Wilden aus dem Zimmer, die Tür hinter sich weit offen lassend.

Michaela sah ihnen lächelnd nach. Wie sie sich auf den Vater freuten! Es wurde aber auch Zeit, daß Ingo sich wieder auf seine Familie besann! Drei Monate Afrika waren eine lange Zeit. So lange war er noch nie weggeblieben. Und gerade diesmal hatte er ihr so gefehlt.

Sie seufzte sorgenvoll auf, als sie nach der Bürste griff, um das weiche Haar aus der Stirn zurückzubürsten.

Ja, es war gut, daß Ingo endlich nach Hause kam. Der Verwalter hatte ihr erst kürzlich eröffnet, daß dringende und umfangreiche Reparaturarbeiten am Schloßgebäude notwendig waren und das Gestüt Unmengen an Geld verschlang, die die Einnahmen bei weitem nicht deckten.

Ingo sollte entscheiden, was mit den Pferden geschehen sollte. Er würde die Bankreserven angreifen müssen, um die notwendigen Reparaturen durchführen zu lassen.

Sie wünschte, ihn mit besseren Nachrichten empfangen zu können. Aber vielleicht nahm er das alles nicht so schwer wie sie und lachte sie aus, weil sie sich Sorgen machte und aus diesem Grund schlaflose Nächte gehabt hatte. Sie seufzte leise.

Sie legte die Bürste aus der Hand und stand auf, um den Frisierumhang abzustreifen und sich anzukleiden. Es wurde höchste Zeit. Sie wählte ein pflaumenfarbenes Jackenkleid und einen breitkrempigen Aufschlaghut in der gleichen Farbe.

Als sie in die flachen Pumps schlüpfte, kamen die Kinder herein.

Sie waren tatsächlich sauber gewaschen und umgekleidet. Andrea hatte ihre neue Handtasche, die sie zum Geburtstag bekommen hatte, über den Arm gehängt, wie sie es bei ihrer Mutter gesehen hatte. Und Pamela trug ihren geliebten

Snuffi im Arm, einen überdimensional großen Stoffhund, den Michaela ihr irgendwann einmal geschenkt hatte.

»Mami, wir sind fertig. Und du?«

Das klang vorwurfsvoll.

Michaela lachte: »Ihr habt ja recht. Ich habe gebummelt. Wie habt ihr das nur so schnell geschafft. Ist Frieda vielleicht doch da?«

Die beiden schüttelten heftig die Köpfe:

»Nein. Wir haben uns ganz doll beeilt. Können wir nun fahren?«

Michaela nahm die Krokodilledertasche vom Frisiertisch.

»Ja. Wir können. Hoffentlich hat Fritz den Mercedes aufgetankt. Daran habe ich überhaupt nicht gedacht.«

Sie liefen die breite, gewundene Treppe aus der oberen Etage des kleinen Landschlösschens in die Halle hinunter, wo Fritz, der Butler, stand und ihnen mißbilligend entgegensah.

Michaela verlangsamte sofort ihren Schritt.

In Gegenwart des Butlers hatte sie immer irgendwie das Gefühl, sich ständig danebenzunehmen, obwohl sie eine erstklassige Erziehung in guten Schweizer Pensionaten genossen hatte, wenn sie auch nicht unbedingt eine Musterschülerin gewesen war.

»Wollen Frau Baronin ausfahren!«

Fritz warf Pamela, die gerade auf den breiten Messinggong schlug, einen vorwurfsvollen Blick zu, aus dem die Kleine sich nicht allzuviel machte, denn sie hämmerte munter weiter und freute sich diebisch, als das gesamte Schloßpersonal aus allen Himmelsrichtungen angestürzt kam.

»Es ist nichts, Leute. Die kleine Baroness hat mal wieder ein bißchen Unsinn gemacht«, erklärte er und schickte die Leute wieder an ihre Arbeit zurück.

Michaela warf einen Blick auf die Uhr und stieß einen kleinen, erschreckten Aufschrei aus:

»Du lieber Himmel! Höchste Zeit, daß wir fahren! Ist der Mercedes aufgetankt, Fritz?«

Der Butler verneigte sich leicht:

»Jawohl, Frau Baronin. Soll ich ihn aus der Garage fahren?«

»Nicht nötig, Fritz! Das mache ich schon allein.«

Michaela nickte ihm freundlich zu und nahm die Kinder an die Hand, um mit ihnen durch die große, mit grauen Natursteinplatten ausgelegte Halle zur Tür zu laufen.

Sie hatte sie fast erreicht, als die Klingel plötzlich anschlug.

Fritz eilte herbei, um zu öffnen.

»Ein Telegramm, Frau Baronin!« sagte er und reichte ihr einen schmalen weißen Umschlag, den sie zögernd in Empfang nahm.

»Wer telegraphiert uns denn da?« murmelte sie und drehte den Umschlag unentschlossen in der Hand.

Vielleicht war es eine schlechte Nachricht. Vielleicht war es besser, sie las dieses Telegramm erst, wenn sie Ingo abgeholt hatte oder noch besser... sie gab es ihm, damit er einen Blick hineinwarf, bevor sie seinen Inhalt erfuhr.

Seit sie im Mädchenpensionat den Tod ihrer Mutter durch ein Telegramm erfahren hatte, hatte sie eine unüberwindliche Scheu, Depeschen zu öffnen.

»Warum liest du nicht, Mami?« fragte Andrea drängend.  
»Ich denke, wir müssen fahren.«

Der Butler stand ebenfalls da und sah sie vorwurfsvoll fragend an.

»Ja«, murmelte sie und bemühte sich, das Zittern ihrer Finger zu unterdrücken, als sie das Kuvert aufriß und den einmal gefalteten weißen Bogen herausnahm.

Ihre Augen weiteten sich in ungläubigem Entsetzen. Ihr Herz schien stillzustehen. Einen Augenblick lang drehte sich alles um sie, und sie fürchtete, zu Boden zu stürzen.

Während sie sich mit übermenschlicher Anstrengung bemühte, den Schock zu überwinden, hörte sie Andrea fragen:

»Was ist denn, Mami? Was machst du denn für ein Gesicht? Mami, was ist denn los?«

Michaela ließ die Hand mit dem Telegramm sinken und wandte sich mit einer zeitlupenhaft langsamen Bewegung, die sie ungeheure Kraft kostete, zu ihren Kindern herum.

»Wir fahren nicht zum Flughafen. Euer Vater kommt... heute... nicht zurück«, stieß sie tonlos hervor.

»Er kommt heute nicht? Wieso denn nicht?« entrüstete sich Pamela. »Nun haben wir uns die ganze Mühe mit dem Umkleiden gemacht, und er kommt nicht. Das finde ich nicht nett von ihm!«

Michaela schluckte. Die Zunge klebte ihr am Gaumen und schien schwer wie Blei, als sie stockend sagte:

»Euer Vater kommt nie mehr nach Hause. Er ist... es ist ihm etwas Schreckliches geschehen. Er hat einen Jagdunfall gehabt.«

Sie wußte später nicht zu sagen, wie sie in den nebenanliegenden Salon gekommen war.

Fritz mixte ihr einen Drink, irgendein scharfes Zeug, das wie Feuer in ihrer Kehle brannte, wonach ihr aber wieder besser wurde.

Sie hörte die Kinder laut schluchzen, hatte selbst Mühe, die Tränen zurückzuhalten und dachte verzweifelt: Ich darf jetzt die Fassung nicht verlieren. Ingo würde das nicht verstehen. Er hat immer gesagt, ich müsse den Kindern ein gutes Vorbild sein und sie ihrer gesellschaftlichen Stellung gemäß erziehen. Eine Dame weint nicht in Gegenwart von Personal! Hat er mir das nicht mehr als einmal gesagt?

Sie schickte den neugierig starrenden Butler hinaus und schloß die Tür hinter ihm.

Auch jetzt gestattete sie sich keine Tränen, auch wenn es sie unendliche Kraft kostete.

Sie ging zu ihren Kindern und nahm sie tröstend in die Arme.

Sie spürte die zarten Kinderkörper vor Schluchzen beben und drückte sie fest, ganz fest an sich, als könne sie damit

den wilden Schmerz betäuben, der sie ganz ausfüllte und wie ein loderndes Feuer in ihr brannte.

Allmählich verebbte das laute Weinen der beiden. Sie tupften sich die Tränen von den Wangen und fragten, was passiert wäre.

Sie nahm das Telegramm aus ihrer Tasche und glättete es umständlich.

Sie las es noch einmal mit Augen, die nicht begreifen wollten, nicht begreifen konnten.

»Ein Elefant«, flüsterte sie und schluckte mühsam. »Ein Elefant hat ihn angegriffen.«

»Hat er Vati zertrampelt, der Elefant?« wollte Andrea wissen.

»Ich weiß es nicht, Kind.«

Sie nahm sich vor, später beim Grafen Tornidi, Ingos Jagdfreund in Afrika, anzurufen und ihn zu fragen, wie es zu dem schrecklichen Unfall gekommen war.

Die wahnwitzige Hoffnung, das Telegramm könne auf irgendeine Weise verstümmelt angekommen und alles ein schrecklicher Irrtum sein, machte ihr Herz schneller schlagen.

Als die Kinder in ihre Zimmer gegangen waren, ließ sie sich mit der Farm in Westafrika verbinden, auf der der Graf seit vielen Jahren lebte.

Die Verbindung kam überraschend schnell zustande. Sie hörte die Stimme des Grafen so laut und deutlich, als stände er dicht neben ihr:

»Es tut mir so furchtbar leid, Michaela. Er war gleich tot. Niemand hatte das voraussehen können, daß der Bulle in der Nähe war, als wir die Elefantenkuh schossen. Sie war verletzt. Irgendein Wilderer. Wir hatten dem Tier ja nur helfen, es von seinen Qualen erlösen wollen. Sind Sie noch da, Michaela?«

»Ja«, flüsterte sie erstickt. »Ja, ich bin noch da. Erzählen Sie weiter.«

»Da gibt es eigentlich nichts mehr zu erzählen. Jedenfalls möchte ich Ihnen Einzelheiten ersparen. Ich habe alles vorbereitet. Ich werde den Sarg selbst herüberbringen. Ich denke, daß wir morgen nachmittag fliegen können.«

Sie sagte irgend etwas. Dann war die Verbindung plötzlich unterbrochen.

Sie legte auf, stand noch einen Moment reglos da.

Dann stürzte sie zu den Ställen hinaus, sattelte Wildfang, ihr Lieblingspferd, und jagte in wildem Galopp zum Hoftor hinaus.

\*

Alexander Kresin parkte den Wagen auf dem breiten Sandweg und ging die paar Schritte zum See zu Fuß hinunter. Tief zog er die klare Luft ein.

Es war herrlich kühl hier unten. Das Wasser des nicht sehr großen, idyllisch gelegenen Sees rauschte leise im aufkommenden Wind.

Eine alte, ausladende Weide breitete schützend ihre Zweige und Äste über die wurmstichige Holzbank am Ufer, die einladend genug wirkte, daß der große, breitschulterige Mann mit dem kantigen Gesicht und den wachen, aufmerksamen Augen sich darauf niederließ, um auszuruhen.

Er beobachtete gerade einen vorwitzigen Frosch, der sich mit einem gewaltigen Satz aus dem Wasser schnellte und um ein Haar auf dem großen Menschenfuß gelandet wäre, als ihn ein Geräusch in seinem Rücken herumfahren ließ.

Die Frau, die da, eng an den Hals des lackschwarzen Rappen geschmiegt, herangeprescht kam, war so schön, daß es ihm den Atem verschlug.

Langes, dichtes Haar wehte wie eine Fahne hinter ihr her. Die großen dunklen Augen blickten starr geradeaus. Der volle, weich geschwungene Mund war nur wenig geschminkt

und zuckte leicht, als sie sich jetzt vom Pferd gleiten ließ, das noch nicht einmal zum Stehen gekommen war.

Sie schien den Mann auf der Bank nicht zu bemerken, als sie, die Pferdezügel aus der Hand gleiten lassend, zum Ufer hinunterging und bewegungslos stehenblieb.

Alexander Kresin, dem die schöne Unbekannte jetzt das Profil zuwandte fühlte eine fast andächtige Bewunderung in sich aufsteigen, wie er sie sonst nur beim Anblick besonders schöner Madonnenbildnisse empfand und den Wunsch, die hochgewachsene schlanke Frau da unten kennenzulernen.

Er wollte sich gerade erheben, als sie sich zu seinem Schrecken auf den Boden warf und in ein so wildes Schluchzen ausbrach, daß er mitten in der Bewegung innehielt.

Das Pferd, das seiner Besitzerin zögernd gefolgt war, wieherte laut auf, als fühle es den Schmerz der jungen Frau körperlich und leide mit ihr.

Alexander regte sich nicht. Der Wunsch, die schöne junge Frau zu trösten und eine Art zärtliches Mitleid erfüllten ihn und stritten gegen das Taktgefühl, das ihn auf seinen Platz bannte.

Erst als das Schluchzen immer verzweifelter wurde und die junge Frau sich erhob und dichter an das jetzt heftig gegen das Ufer brandende Wasser des Sees trat, erhob er sich und ging zu ihr, um behutsam und so leise, daß sie nicht erschrak, zu sagen:

»Verzeihung... Kann ich irgend etwas für Sie tun, gnädiges Fräulein?«

Sie fuhr herum und starrte ihn entsetzt an.

Sie hob den Arm und fuhr sich über die Augen, die naß von Tränen waren.

»Sind Sie... schon lange hier?« fragte sie mit einer Stimme, die zart wie eine Glocke aus hauchdünnem Material war.

Er schüttelte den Kopf.

»Nein«, log er lächelnd. »Ich kam gerade vorbei, als ich Sie hier stehen sah. Ich kann es nicht ertragen, Frauen weinen zu sehen«, setzte er leise hinzu. »Und da dachte ich, ich frage Sie einmal, ob ich vielleicht...« Er brach ab.

Sie hob erneut den Arm, diesmal in einer deutlich abwehrenden Geste.

»Nein. Nein, Sie können nichts für mich tun. Es geht mir schon wieder besser. Bitte gehen Sie jetzt.«

Er gehorchte nicht sofort. »Ich würde so gern«, begann er vorsichtig, »ich würde Sie gern...«

Ein heftiges Kopfschütteln war die Antwort. Der gequälte Blick ihrer fast nachtschwarzen Augen brachte ihn dazu, sich stumm zu verneigen und zu gehen.

Hoffentlich tut sie es nicht, dachte er, während er langsam zum Wagen zurückschritt, den sie offensichtlich nicht bemerkt hatte.

Er dachte an den See, der sicher tief genug war, um allen Kummer der Welt zu ertränken. Das Gefühl der Verantwortung für die verzweifelte junge Frau wurde übermächtig in ihm und brachte ihn dazu, sich umzuwenden und in eiligem Lauf zurückzukehren.

Sie stand nicht mehr am Wasser. Sie war gerade dabei, sich auf ihr Pferd zu schwingen. Ein hochmütiger, erstaunter Blick traf ihn, dann raste sie wie die wilde Jagd an ihm vorbei und verschwand im dichten Grün des Tannenwaldes.

Und er stand da und sah ihr nach und ärgerte sich, daß er zurückgegangen war.

Er haßte hochmütige Frauen, weil sie ihn an die Frau seines ersten Chefs erinnerten, die ihn gedemütigt und gequält hatte, wo immer sie konnte.

Vielleicht hatte dieser unbändige Haß ihm sogar die Kraft gegeben, sich vom Sohn eines Tagelöhners zu dem emporzuarbeiten, was er heute war, millionenschwerer Großindustrieller und vielbegehrter Junggeselle, dem die Frauen in Scharen nachliefen, auch solche, die im

allgemeinen auf Tagelöhnersöhne verächtlich und voller Hochmut herabzublicken pflegten.

\*

Die Beisetzungsfeierlichkeiten waren vorüber und Michaela mit ihrem Schmerz und ihren materiellen Sorgen wieder allein.

Es hatte sich herausgestellt, daß Gut und Schloß total verschuldet waren und nur ein Wunder die Zwangsversteigerung verhindern konnte.

Michaela setzte sich mit Willems, dem alten Verwalter, zusammen und beratschlagte, was zu tun sei.

»Selbst wenn wir das ganze Personal entlassen und die Frau Baronin sich mit einem einzigen Auto begnügen würde, würden die Ausgaben auf jeden Fall die Einnahmen übersteigen. Davon, die Schulden, die der Herr Baron gemacht hat, um die Afrikasafari zu finanzieren, zurückzuzahlen, kann sowieso keine Rede sein«, stellte Willems fest und warf den Stift, mit dem er seine Berechnungen gemacht hatte, auf den Schreibtisch.

Michaela nickte stumm. Sie fuhr sich über die Augen und tupfte mit einer energischen Handbewegung die Tränen weg, die schon wieder an ihren Wimpern hingen.

»Ich muß versuchen, das Schloß zu halten«, sagte sie tonlos. »Der Kinder wegen muß ich es tun. Sie sollen hier, im Schloß ihrer Vorfahren, aufwachsen. Das wäre auch der Wunsch meines Mannes gewesen. Er selbst hätte alles getan, um das zu erreichen.«

Es sah aus, als wolle der alte Mann mit dem schlohweißen Haar und den scharfen grauen Augen etwas erwidern.

Aber dann überlegte er es sich anders und nickte nur stumm, ohne die Baronin anzusehen.

»Wir müßten einen neuen Kredit aufnehmen, um wenigstens die notwendigsten Reparaturarbeiten ausführen lassen zu können«, sagte Michaela seufzend und nahm den

Stift wieder auf, um ein paar Zahlen auf das weiße Blatt vor sich zu kritzeln.

»Es wird uns nur leider niemand einen Kredit geben«, meinte Willems achselzuckend und zog seine Pfeife aus der Tasche.

»Darf ich? Wenn ich nachdenken soll, muß ich rauchen. Ich hoffe, es stört Sie nicht, Frau Baronin?«

Er sah sie zweifelnd an. Sie winkte ab: »Rauchen Sie nur, Willems. Ich mag es sogar, wenn Pfeife geraucht wird. Warum, glauben Sie, wird man uns einen Kredit verweigern?«

»Weil wir keinen Gegenwert zu bieten haben. Das Schloß ist in diesem fast baufälligen Zustand doch nichts wert. Das werden sie uns alle sagen, die Bankiers in der Stadt. Da braucht man gar nicht erst anzufragen.« Willems nickte bekräftigend mit dem Kopf.

Michaela sank in ihren Stuhl zurück.

»Was, in aller Welt, soll man bloß tun, Willems?« fragte sie ratlos. »Die Kinder! Die Kinder dürfen ihre Heimat doch nicht verlieren!«

Willems nickte schwer. Er setzte seine Pfeife in Brand und paffte eine Weile stumm vor sich hin.

»Eine Hotelpension«, sagte er schließlich. »Man müßte aus dem Schloß eine Pension machen. Das wäre vielleicht die Rettung.«

Michaela starrte ihm entsetzt an:

»Aber das wäre das letzte, was mein Mann gewollt hätte! Fremde Leute in den Räumen, in denen er groß geworden ist! Das können wir nicht tun! Nein, Willems. Lassen Sie sich etwas anderes einfallen!«

Der alte Mann zuckte die Schultern.

»Tja. Dann weiß ich auch nicht.«

Erneutes Schweigen. Die bläulichen Rauchkringel stiegen zur Decke auf und verdichteten sich dort zu kleinen grauen Wölkchen.

Endlich hob Michaela den Kopf, sah den alten Mann an.

»Und wenn wir eine Reiterpension aufmachten? Das ließe sich doch eher einrichten. Und wir brauchten die Pferde nicht zu verkaufen. Was halten Sie davon, Willems?« fragte sie endlich.

Der Verwalter legte die Pfeife auf den Aschenbecher und überlegte.

»Hm«, meinte er schließlich. »Der Gedanke wäre gar nicht einmal so schlecht, wenn wir ein bißchen Geld hätten, um wenigstens die drückendsten Schulden zurückzuzahlen, damit wir erst einmal ein wenig Luft bekommen.«

»Ein bißchen Geld«, wiederholte sie bitter. »Woher sollen wir es nehmen?«

Schließlich erhob sie sich entschlossen.

»Ich werde in die Stadt fahren und mein Glück bei den Banken versuchen! Vielleicht schaffe ich es. Jedenfalls kann ich mir dann immer sagen, ich habe nichts unversucht gelassen.«

Willems hatte sich ebenfalls erhoben. Er verbeugte sich stumm und begleitete die Baronin vom Verwaltungsgebäude zum Schloß hinüber, wo der Butler sie schon ungeduldig erwartete.

»Das Personal ist unruhig, Frau Baronin«, empfing er sie gar nicht mehr so devot wie sonst. »Es fürchtet um seinen Lohn. Darf ich fragen, wie es damit steht?«

Michaela streifte den Mann, den sie noch nie besonders gemocht hatte, mit einem kühlen Blick: »Es steht nicht gut um Schloß Sonnenau. Das Personal braucht allerdings nicht um seinen Lohn zu fürchten. Wollen Sie den Leuten das bitte mitteilen, Fritz«, sagte sie in ruhigem Ton.

»Sehr wohl, Frau Baronin.«

Die Verneigung fiel knapp aus. Sie bemerkte es und dachte verächtlich an das Sprichwort von den Ratten, die das sinkende Schiff verlassen.

Da sagte Fritz auch schon:

»Ich sehe mich wohl besser nach einer neuen Stellung um, nicht wahr, Frau Baronin?«

Michaela nickte kühl:

»Ja. Das wird gut sein, Fritz. Lassen Sie es mich wissen, sobald Sie etwas Passendes gefunden haben.«

Sie ging an ihm vorbei die Treppe hinauf.

Pamela kam ihr entgegen.

»Da bist du ja, Mami! Ich hab' dich schon überall gesucht«, meinte sie vorwurfsvoll und schmiegte sich zärtlich an sie.

»Du lachst gar nicht mehr, Mami«, beklagte sie sich bitter.  
»Wenn du lachst, bist du noch viel hübscher. Warum tust du es gar nicht mehr, Mami?«

Michaela nahm ihre Jüngste wie ein Baby auf die Arme und trug sie die Treppe hinauf, in ihr Schlafzimmer, wo sie sie vorsichtig aufs Bett gleiten ließ.

»Die Mami ist traurig«, erwiderte sie leise, während sie an den Schrank trat und überlegte, welches der beiden schwarzen Seidenkleider, die sie sich gekauft hatte, sie wählen sollte.

Sie entschloß sich für ein hochgeschlossenes schmales Kleid mit einem dekorativen Schal und nahm es heraus.

Pamela saß auf dem Bett und betrachtete die Mutter aufmerksam.

»Warum bist du denn so traurig, Mami?« plapperte Pamela und sah ihr zu, wie sie sich umkleidete. »Ist es wegen Papi?«

»Ja. Es ist wegen Papi.«

Michaela ging ins Bad und machte sich ein bißchen frisch.

Pamela folgte ihr.

»Der Papi mochte gar nicht, wenn du traurig warst«, stellte sie fest und nahm den Lippenstift, um sich damit vor den großen Ankleidespiegel zu begeben.

Sie weint nicht einmal, wenn sie von ihrem toten Vater spricht, dachte Michaela erstaunt. Es ist, als schmerze es sie überhaupt nicht, daß sie ihn niemals wiedersehen wird.

Ob sie noch gar nicht richtig begreift, was geschehen ist? Oder verwinden Kinder ihren Kummer so schnell? Solchen Kummer?

Sie streifte das Kleid über und nahm Pamela den Lippenstift weg, bevor sie Unheil damit anrichten konnte, und zog sich ein wenig die Lippen nach.

»Mami fährt in die Stadt. Du wirst bitte ganz brav sein, bis Mami wiederkommt, ja?« sagte sie leise und fuhr ihrer Jüngsten zärtlich über das weiche Haar.

Pamela sah die Mutter betrübt an.

»Wieso nimmst du mich nicht mit? Ich würde auch so gern in die Stadt fahren«, beklagte sie sich.

»Es geht heute nicht, mein kleiner Schatz. Ein andermal gern. Heute muß die Mami allein fahren. Ich werde Frieda rufen, damit sie sich ein bißchen um dich kümmert. Komm.«

Pamela gehorchte nicht.

»Ich mag Frieda nicht«, sagte sie bockig. »Sie flirtet mit den Dienern und hat nie Zeit für mich.«

Michaela mußte lachen.

»Was tut sie? Sie flirtet mit den Dienern?« wiederholte sie kopfschüttelnd. »Woher hast du das denn?«

»Andrea hat's gesagt. Die weiß das. Nimmst du mich vielleicht doch in die Stadt mit?« schöpfte die Kleine wieder neue Hoffnung.

Michaela schüttelte energisch den Kopf.

»Ich habe dir doch gesagt, daß es heute nicht geht, mein Kleines. Du mußt dich daran gewöhnen, zu tun, was die Mami dir sagt. Die Mami hat großen Kummer, und wenn du ein böses Kind bist, wird der Kummer noch größer. Möchtest du das denn?«

»Nein, Mami. Nein.«

Pamela flog auf ihre Mutter zu und warf sich leidenschaftlich in ihre Arme.

»Hab' dich ganz doll lieb, Mami!« flüsterte sie und seufzte tief auf.

»Dann werde ich eben ganz doll brav sein. Bist du dann auch nicht mehr so sehr traurig, Mami?«

»Nein, mein Liebling. Nein. Ich werde dir auch etwas Hübsches mitbringen. Und jetzt komm, damit wir Frieda

suchen. Sie scheint das Läuten nicht zu hören.«

Sie hatte mehrmals an der seidene Schnur neben der Tür gezogen, aber das Mädchen war nicht erschienen.

Sie traf sie unten im Hof, wo sie mit dem Butler herumalberte.

Als sie die Baronin sah, ließ sie ihn stehen und kam mit rotem Kopf angerannt.

»Hat die Frau Baronin nach mir geläutet?« erkundigte sie sich hastig.

Michaela schob die Kleine zu ihr hin.

»Bitte kümmern Sie sich um Pamela, Frieda. Ich muß in die Stadt und kann sie nicht mitnehmen. Ich werde in etwa zwei Stunden zurück sein.«

»Jawohl, Frau Baronin«, sagte sie artig. »Komm, Pamela. Wir schaukeln ein bißchen.«

Sie zog die widerstrebende Kleine mit sich, und Pamela ging zur Garage hinüber, um sich in den grauen Mercedes zu setzen und ihn vorsichtig hinauszulenken.

Während sie auf das hohe Schloßtor mit den beiden hochaufgerichteten Löwen rechts und links zurollte, dachte sie beklommen an die sicher nicht erfreuliche Unterredung mit den Bankgewaltigen, die ihr bevorstand. Und ihr Herz lag wie ein Klumpen Blei in ihrer Brust.

\*

Willems sollte recht behalten. Bei allen Ehrerbietung, die die Bankdirektoren der Witwe des Barons Hangstetten zollten, waren sie doch nicht dazu zu bewegen, ihr einen Kredit zu bewilligen, bevor die noch vorhandenen Bankschulden getilgt waren.

So kehrte Michaela schweren Herzens nach Hause zurück, wo Willems sie mit der Nachricht empfing, daß eins der Pferde ausgebrochen sei.

»Ich habe die Knechte schon losgeschickt, um es einzufangen«, berichtete er aufgeregt. »Bis jetzt ist keiner

von ihnen zurückgekommen.«

»Ich werde selbst suchen. Ich ziehe mich nur schnell um«, erwiderte sie hastig

Michaela lief zu ihrem Zimmer hinauf und vertauschte das schwarze Kleid gegen Jeans und eine Jerseybluse.

Pamela kam zu ihr ins Zimmer:

»Darf ich mit dir reiten, Mami?« bettelte sie. »Ich will doch helfen, das Pferdchen wieder einzufangen.«

»Das ist viel zu gefährlich für dich, mein Schatz. Die Mami reitet allein, und du wartest brav«, entschied Michaela und beugte sich zu ihrer Tochter herunter, um sie zärtlich auf die Wange zu küssen.

Dann lief sie hinunter und warf sich auf ihren Rappen, den Willems ihr inzwischen eigenhändig gesattelt hatte.

»Vorsichtig, Frau Baronin«, rief er ihr nach. »Es ist eins von den Zweijährigen und noch nicht eingeritten. Vielleicht sollten Sie doch lieber nicht...«

Michaela winkte ab. Sie war auf dem Rücken ihrer Pferde zu Hause. Schon als Dreikäsehoch hatte sie ihren Freundinnen mit den Reitkunststückchen imponiert, die ihr Vater ihr beigebracht hatte.

Vor einem Pferd hatte sie sich noch nie gefürchtet. Bisher war sie noch mit allen fertig geworden.

Sie ritt über die schmalen Sandwege an den Feldern entlang und spähte nach dem durchgegangenen Tier aus.

Ein paar Knechte kamen ihr entgegen und berichteten, daß sie es weit hinten im Wald gesehen und dann wieder aus den Augen verloren hätten.

»Vielleicht ist es ja auf das Nachbargebiet hinüber«, meinte einer von ihnen. »Jedenfalls ist keine Spur mehr von ihm zu entdecken.«

Sie ritt weiter und spornte den Rappen zu schnellerem Galopp an.

Es gab hinter dem Wäldchen eine berüchtigte Schlucht, in der ein unerfahrenes Pferd leicht abstürzen konnte.

Sie hoffte, daß es nicht ausgerechnet den Weg dorthin gefunden haben mochte.

Sie fand wie die Knechte weit und breit keine Spur von dem Tier und überlegte gerade, wo sie es noch suchen sollte, als sie es plötzlich ganz in der Nähe im Gezweig knacken hörte.

Sie stieg von ihrem Rappen herunter und zog ihn am Zügel hinter sich her, während sie leise ans dichte Unterholz herantrat und hineinspähte.

Und dann sah sie die breite Spur. Hier war das Pferd hineingelaufen, wahrscheinlich war die Lichtung dahinter sein Ziel gewesen.

Sie band den Rappen fest und zwängte sich durch Gezweig und dichtes Gesträuch.

Und dann sah sie es. Es stand mitten auf der Lichtung und knabberte an ein paar Grashalmen.

Und vor ihm stand ein Mann und sah ihm zu. Jetzt streckte er die Hand aus und kraulte ihm den Hals. Und der Ausreißer ließ es sich willig gefallen und wieherte sogar laut auf vor Behagen.

»Verzeihen Sie bitte, aber das ist mein Pferd. Ich möchte es gern zurückbringen. Es ist nämlich ausgerissen«, sagte sie.

Michaela war leise herangetreten. Das Pferd hob den Kopf und sah sie zu seinen klugen, etwas feuchten Tieraugen aufmerksam an, bevor es seelenruhig weiterfraß.

Der Mann hatte sich umgewandt. Zu ihrem Schrecken erkannte sie ihn wieder. Sie erinnerte sich verlegen an die peinliche Situation am See, in der er sie damals angetroffen hatte, und senkte den Blick, als er höflich grüßte, während er das Pferd weiter kraulte.

»Es gefällt ihm offenbar hier«, lächelte er und sah sie mit offenkundiger Bewunderung an. »Es ist übrigens ein besonders schönes Tier. Ich würde es gern kaufen.«

Sie erinnerte sich daran, daß sie Geld so nötig brauchten und nickte:

»Sie können es haben. Aber Sie müssten sich mit meinem Verwalter über den Preis einigen. Ich kann Ihnen in dieser Hinsicht nichts sagen.«

»Na gut. Sie sagten, mit Ihrem Verwalter?«

Er schien erstaunt.

Sie nickte kühl: »Allerdings.«

»Dann sind wir vermutlich Nachbarn. Sie sind die Baronin Hangstetten, nicht wahr?«

Michaelas Stimme war eisig, als sie äußerst reserviert entgegnete:

»Die bin ich. Sie haben es erraten. Finden Sie es nicht an der Zeit, sich endlich vorzustellen?«

Zu ihrer Genugtuung sah sie ihn leicht zusammenzucken.

Aber dann verbeugte er sich auf eine sehr charmante Weise und sagte lächelnd:

»Verzeihung! Das habe ich jetzt tatsächlich vergessen! Kresin. Alexander Kresin.«

Das Pferd hatte jetzt offenbar genug vom Kraulen und trabte davon.

»Oh«, stieß Michaela erschrocken hervor. »Es darf nicht wieder fortlaufen! Ich bin schon mindestens seit einer halben Stunde unterwegs, um es zu suchen«, seufzte Michaela entsetzt auf.

»Da ich es ja ohnehin kaufen werde, macht es sicher nichts, wenn es gleich hierbleibt«, erwiderte er freundlich und lächelte ihr zu.

»Was heißt hierbleiben?« fragte sie erstaunt. »Befinden wir uns hier schon auf Ihrem Territorium?«

Sie sah sich fragend um.

»Allerdings. Die Grenze ist da drüben, hinter dem Wäldchen.«

Er wies mit der Hand in die genannte Richtung.

»Dann muß ich mich entschuldigen, daß ich so ohne weiteres hier eingedrungen bin«, sagte sie verlegen. »Ich hatte keine Ahnung...«

Er hob die Hand und sagte:

»Aber ich bitte Sie, Baronin! Das macht doch wirklich nichts, zumal wir ja Nachbarn sind, nicht wahr?«

Er trat auf ihren Rappen zu, der friedlich an einem Grasbüschel nagte, und betrachtete ihn mit fachmännisch geschultem Blick

»Der könnte mir auch gefallen. Was wollen Sie dafür haben, Baronin?«

»Sie wollen Wildfang kaufen? Der ist unverkäuflich. Das tut mir leid!«

Es klang härter, als sie beabsichtigt hatte.

Kresin zuckte leicht zusammen. Offenbar war er es nicht gewohnt, daß man ihm Absagen erteilte.

»Ich biete Ihnen fünftausend dafür«, sagte er laut.

Sie schüttelte den Kopf und lachte leise auf:

»Er ist viel mehr wert.«

»Sie wollen ein Geschäft daraus machen? Nun gut. Ich zahle Ihnen zehntausend für den Rappen. Das dürfte genug sein.«

»Ich gebe ihn nicht für eine Million her«, stieß sie hervor und band das Pferd los, um sich mit einem Satz in den Sattel zu schwingen.

»Ich muß heim. Wann wollen Sie wegen des Zweijährigen mit meinem Verwalter reden?«

»Ich werde gleich mitkommen, wenn Sie erlauben«, entgegnete er höflich.

Er ging zu dem Pferd, das ein paar Schritte weiter graste, und sie sah erschrocken, daß er Miene machte, aufzusteigen.

»Lassen Sie das lieber bleiben«, rief sie ihm schnell zu.

»Er ist noch nicht zugeritten. Sie könnten eine böse Überraschung erleben.«

»Das glaube ich kaum«, lächelte er spöttisch. Er griff wie spielerisch in die dichte Mähne des Pferdes und warf sich auf seinen Rücken, bevor der Gaul begriff, was ihm geschah.

Er stieg mit den Vorderbeinen hoch und keilte wild und zornig aus.

Michaela sah ihren verwegenen Nachbarn schon im Gras liegen und hoffte, daß er sich wenigstens nicht verletzen würde bei dem unvermeidlichen Sturz, als Pferd und Reiter wie die wilde Jagd an ihr vorbeipreschten und im tiefen Dunkel des Waldes verschwanden.

Was für ein bodenloser Leichtsinn, dachte sie ärgerlich und brachte ihren Rappen durch einen leichten Schlag auf die Kruppe dazu, sich ebenfalls in Bewegung zu setzen.

Sie hatte das Schloß noch nicht ganz erreicht, als Alexander Kresin ihr auf dem schmalen Sandweg, der zu den Stallungen führte, entgegengeritten kam.

Das Pferd war schweißbedeckt, gab sich aber so zahm, daß Michaela bewundernd sagte:

»Sie haben es tatsächlich geschafft, oben zu bleiben? Ehrlich gesagt, hatte ich Ihnen das nicht zugetraut. Das hätte nicht einmal mein verstorbener Mann geschafft. Und er war ein sehr guter Reiter.«

Sie erinnerte sich, unter den Beileidsgrüßen auch eine Karte von einem Alexander Kresin gesehen zu haben. Wahrscheinlich hatte er sogar einen Kranz geschickt. Sie hoffte, daß sie sich dafür bedankt hatte. Sie wußte es nicht mehr. Es waren unendlich viele Beileidskarten und Blumenspenden gekommen. Sie hatte einen ganzen Nachmittag verbracht, um Dankeskarten zu schreiben. Er wendete das Pferd und ritt dicht hinter ihr her zum Schloß.

Willems stand mitten im Hof und sah ihnen erstaunt entgegen. Er schüttelte den Kopf.

»Das ist doch nicht möglich!« stieß er verblüfft hervor. »Da kann wohl jemand hexen? Das Pferd ist doch noch gar nicht zugeritten.«

»Das habe ich Herrn Kresin auch gesagt«, erwiderte Michaela. »Er möchte sich übrigens gern mit Ihnen über den Preis des Zweijährigen unterhalten.«

Sie nickte Kresin kühl zu:

»Sie entschuldigen mich jetzt bitte. Auf Wiedersehen, Herr Kresin.«

»Auf Wiedersehen, Baronin.«

Er zuckte mit keiner Wimper, obwohl er es als unhöflich empfinden mußte, daß sie ihn einfach hier mitten im Hof stehen ließ und davonging, nachdem sie abgesehen und die Zügel einem Reitknecht zugeworfen hatte.

Sie wußte es selbst nicht zu sagen, warum sie so handelte. Aber da war etwas in ihr, das sie vor diesem Mann warnte. Sie hatte keine Ahnung, was es war. Aber sie hatte seit jeher viel auf solche Eingebungen gegeben, die sie instinktiv das Richtige tun ließen, selbst wenn sie nicht wußte, im Moment noch nicht wußte, daß es das Richtige war.

Michaela betrat das Schloß.

Andrea kam ihr entgegengestürzt:

»Wo warst du denn, Mami? Ich habe dich schon überall gesucht. Ich bin schon ganz lange aus der Schule zurück. Ich muß dir etwas Wichtiges sagen.«

Michaela beugte sich lächelnd zu ihrer Tochter herunter und strich ihr das weiche Haar aus dem erhitzten, ein wenig geröteten Gesicht.

»Was ist es denn, mein Schatz? Sage es mir. Ich bin schon schrecklich gespannt.«

»Ich habe eine Eins in der Mathearbeit. Was sagst du jetzt?« fragte Andrea gespannt.

Andrea sah ihre Mutter erwartungsvoll an.

»Eine Eins? Das ist ja großartig! Donnerwetter! Es soll heute gar nicht mehr so einfach sein, eine Eins zu bekommen, habe ich gehört.«

Ein zärtlicher, anerkennender Blick streifte das Kind.

»Ist es auch nicht. Mami. Die Lehrer geben einem nur ganz selten eine Eins. Fräulein Martens hat uns das neulich erklärt, warum. Sie hat gesagt...«

Fritz, der Butler, kam herein. Er hatte nicht wie sonst vorher angeklopft. Michaela sah ihn erstaunt und mißbilligend an.

Aber Fritz schien sich wenig daraus zu machen.

»Ich möchte hiermit kündigen, Frau Baronin«, erklärte er und schnippte sich mit den Fingerspitzen ein imaginäres Staubkörnchen von der Hose.

Michaela sah ihn unangenehm berührt an.

»Und das müssen Sie mir ausgerechnet jetzt sagen?« fragte sie stirnrunzelnd.

»Ich möchte sofort gehen, Frau Baronin. Sie hatten mir neulich gesagt, daß das möglich sei.«

»Ach so. Ja natürlich. Ich werde Ihnen ein Zeugnis schreiben. Sie hätten doch gern eines?«

»Wenn ich darum bitten dürfte.«

Er blieb abwartend stehen.

Auf einmal empfand sie die Art, in der er ihr zu verstehen gab, daß sie kein Geld mehr besaß und aller Voraussicht nach eines Tages mit den Kindern von Haus und Hof würde gehen müssen, weil sie nicht in der Lage war, das Schloß zu halten, als so herabwürdigend und beleidigend, daß sie stumm zur Tür wies.

Er verstand und ging hinaus.

Als die Tür hinter ihm zufiel, zog Michaela ihre Tochter in die Arme und schluchzte laut und verzweifelt auf. Fest preßte sie das Kind an sich.

»Warum weinst du, Mami?« fragte Andrea leise. »Weinst du, weil wir kein Geld mehr haben, um unsere Diener zu bezahlen?«

»Woher weißt du das?«

Michaela hob den Kopf und wischte ihre Tränen fort.

Andrea zuckte die Schultern.

»Sie sagen es alle in der Schule. Heute hat mich ein Mädchen gefragt, ob du jetzt auch arbeiten und in die Fabrik gehen mußt wie ihre Mutter.«

Michaela richtete sich zornig auf.

»So etwas fragen dich deine Mitschülerinnen?« fragte sie ärgerlich. »Das ist ja allerlei.«

Sie ging zum Spiegel und entfernte von ihrem Gesicht sehr sorgfältig die Spuren der Tränen.